

„Wenn wir kollaborieren, erfinden wir uns selbst“ (Mark Terkessidis)

Michael Wimmer/Wien im Februar 2019

Wieder einmal steht die Suche nach der Identität hoch im Kurs. Mehr und mehr Menschen wollen offenbar genau wissen, wer sie sind. Dabei ist die Versuchung groß, Selbstbestätigung in möglichst klarer Abgrenzung zu allen anderen zu suchen. Auf diese Weise werden die anderen zu aller erst als Bedrohung empfunden. Diese Entwicklung verdankt sich rechtspopulistischen Strömungen, die in Gestalt von „identitären Bewegungen“¹ mit der Behauptung scheinbar natürlich gewachsener kultureller Zugehörigkeiten (samt klarer zugehöriger Ein- und Ausschlusskriterien) politisch punkten wollen und damit drauf und dran sind, die kulturpolitische Diskussion für sich zu vereinnahmen. Ein solches wiedererstartetes Sehnen nach einem kulturellen Essentialismus ist aber auch Ausdruck von fortschrittlichen Emanzipationsbewegungen, die darauf abzielen, spezifische Lebensformen benachteiligter sozialer Gruppen als deren *eigene, ihnen quasi naturhaft zugeschriebene* Kulturen aufzuwerten, um so gemeinsame Interessen begründen und gegen den großen, das eigene Anliegen diskriminierenden Rest der Gesellschaft besser vertreten zu können.²

Diesen Hoffnungen auf ein ungebrochenes *Wir* stehen Gesellschaftsentwürfe entgegen, die davon ausgehen, dass es so etwas wie Identität als eine stabile Zuschreibung in modernen Gesellschaften gar nicht geben kann; zu sehr sind wir auf alle möglichen Interaktionen mit anderen angewiesen, um in deren Spiegeln unser Selbstbild permanent zu verändern. Besonders einleuchtend erschien mir in diesem Zusammenhang die Lektüre der kleinen Streitschrift „Es gibt keine kulturelle Identität“³ des französischen Philosophen und Sinologen Francois Jullien. Er rückt die Begegnung unterschiedlicher Menschen ins Zentrum seine Überlegungen und begreift somit die einzig mögliche Existenzform des Menschen als Prozess permanenter Entwicklung, der von der Verschiedenheit der Akteure angetrieben wird.

Eine solche Sicht ist in gewisser Weise neu und verunsichernd: Mit dem Aufkommen wohlfahrtstaatlicher Errungenschaften waren die europäischen Gesellschaften der Nachkriegszeit geprägt von der Erwartung, Menschen würden einander im ähnlicher, das Miteinander damit quasi selbstverständlich. Permanentes Wachstum würde dafür sorgen, dass eine gerechtere Verteilung materieller aber auch immaterieller (und damit kultureller) Ressourcen Unterschiedlichkeiten obsolet wird werden lassen; dementsprechend vernachlässigbar wäre im Strom umfassender *Vermittelständigkeit* die Suche nach klar abgrenzbaren Identitäten. Es sollte anders kommen: Mit der Verschärfung globaler Konkurrenzverhältnisse („Neoliberalismus“) steigt in den letzten Jahren der Bedarf, sich in rivalisierender Weise voneinander zu unterscheiden⁴, um auf diese Weise neue Frontlinien im sozialen Verteilungskampf errichten zu können.

Ich bin vieles aber nicht alles.

Diese neuen (kulturellen) Grenzziehungen, deren Gewalt sich vor allem aus den aktuellen Migrationsbewegungen speist, lassen sich politisch nur zu leicht als Manifestationen interpretieren,

¹ <https://www.identitaere-bewegung.de/gemeinschaft-und-kultur/> (letzter Zugriff 15. Jänner 2019)

² Eine diesbezügliche Kritik findet sich u.a. bei Lilla, Frank (2017): *The Once and Future Liberal: After Identity Politics*. New York: Harper

³ Jullien, Francois (2017): *Es gibt keine kulturelle Identität: Wir verteidigen die Ressourcen einer Kultur*. Frankfurt: edition suhrkamp

⁴ Der französische Philosoph René Girard spricht in diesem Zusammenhang von einer „Entfesselung des rivalisierenden Vergleichens“, die heute die Haupttriebfeder des gesellschaftlichen Handelns darstellen würde.

mit anderen nichts zu tun haben zu wollen. Zugleich erweist sich der aktuelle Hype bereits überkommener Identitätsansprüche in verunsicherter Zeit nur zu leicht als Schrei nach jemandem, der über die Autorität verfügt zu sagen, wer *Ich* bin und *mir* damit noch einmal Bedeutung in der Masse der vielen zuschreibt. Vergessen wird dabei all zu leicht, dass mit dem Ausleben dieses Bedürfnisses ein unauflösbarer Widerspruch verbunden ist, wonach es immer *die anderen* sind, die mich als *Ich* erkennen lassen. Die Kränkung bleibt, dass sich aus einem schieren Sosein - sei es als Individuum oder sei es als soziale Gruppe - keine Identität schöpfen lässt: Meine Identität, wenn ich denn auf eine solche bestehe, das sind immer die anderen.

Historisch gesehen begründet sich die Anerkennung unauflöslicher wechselnder Abhängigkeit („Interdependenz“) aus der zunehmenden Arbeitsteiligkeit moderner Gesellschaften. Von Ausnahmeerscheinungen wie Leonardo da Vinci als dem letzten Universalisten konnte man noch sagen, dass er seiner Person noch alle, für seine Zeit notwendigen Kompetenzen zur Weltwahrnehmung und Weltgestaltung zu integrieren vermocht hat. In der Folge erreichte das gesellschaftliche Gefüge aber eine derartige Komplexität, dass nur das Miteinander ganz unterschiedlicher Fähigkeiten und Fertigkeiten seinen Fortbestand zu sichern vermochte. Als „Kooperateur seiner selbst“ blieb es Leonardo als bis heute bewunderte Künstler- und Wissenschaftsfigur vorbehalten, noch einmal die ganze Welt in sich zu vereinen; das war den Nachgeborenen nicht mehr möglich. Für sie stellt sich die Frage der Kooperation als zentrale Überlebensstrategie in einer zerbrochenen Welt, in der Menschen unterschiedlich sind, über unterschiedliches Wissen und Erfahrungen verfügen, unterschiedlich handeln und doch auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen sind.

Erschwert werden solche Einsichten durch die gegenwärtige Zelebration eines Individualismus, der verspricht, das Leben ausschließlich aus eigenem Willen und Begabung führen zu können. Befördert durch die Logik einer „Aufmerksamkeitsgesellschaft“, die die Behauptung individueller Besonderheit zum Maßstab jeglichen Erfolgs verklärt, wird die unausweichliche Aufeinander-Bezogenheit jeglichen Tuns und Handelns mit einer ideologischen Überhöhung des einzelnen noch einmal grundsätzlich in Frage gestellt. Insbesondere für diejenigen, die es nicht schaffen, zumindest für eine viertel Stunde ihres Lebens öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen (Andy Warhol) zeigt sich nur zu leicht die Kehrseite dieser Form des zugespitzten Individualismus. In ihnen macht sich ein Gefühl der Vereinzelung, der Vereinsamung, des Verlustes, des Verlorenenseins, des Nichts breit. Kein Wunder, dass zuletzt neue Konzepte der Vergemeinschaftung, die nicht auf individuelle und kollektive Konkurrenz abstellen („Creative Commons“, „Gemeinwohlökonomie“,...) eine neue Konjunktur erfahren.

Wenn wir uns auf diese Weise der Idee der Kooperation nähern, dann setzen alle diesbezüglichen Überlegungen die Fähigkeit einer kritischen Einschätzung der eigenen Möglichkeiten und Grenzen voraus. Es ist dieses *Ich* als Repräsentation individueller Existenz, das erkennen muss, dass es sich nicht genügen kann: *Ich*. das kann vieles sein, niemals aber alles. Daraus aber ergibt sich die Einschätzung des modernen Menschen als eines Mängelwesens, das für sich nicht über die ganze Vielfalt von Welt zu verfügen vermag und daher in fundamentaler Weise auf andere angewiesen ist. Um aber kooperieren zu können, muss dieses *Ich* zuallererst die Stärke aufbringen, sich die ihm innewohnenden Mängel einzugestehen, die nur im Zusammenwirken mit anderen ausgeglichen werden können.

Über Kooperationen und über Kollaborationen.

Dieser Beitrag möchte deutlich machen, dass es zuallererst einer reflektierenden Haltung gegenüber sich selbst bedarf, um kooperieren zu können. Eine solche Haltung kann durchaus zu Frustrationen führen, wenn die eigenen Grenzen und damit verbundenen Unzulänglichkeiten des eigenen Wissens und der eigenen Fertigkeiten allzu deutlich sichtbar werden. Immerhin ist diese Selbsterkenntnis mit der – zumindest auf den ersten Blick - wenig erfreuliche Einsicht verbunden, dass da jemand anderer etwas besser kann als ich selbst⁵. Und doch kann sich in dieser Einsicht eine besondere Qualität ausdrücken, die sich nicht im Zwang weiß, sich zum Maßstab aller Dinge zu machen sondern sich als Teil eines sozialen Gefüges erkennt, der auf Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten anderer bauen kann und dessen Qualität somit im Miteinander liegt.

In seinem Buch „Zusammenarbeit“ bringt es der britisch-amerikanische Soziologe Richard Sennett auf den Punkt:

„Kooperation dient als Schmierstoff für jene Maschinerie, mit deren Hilfe wir es schaffen, dass Dinge getan werden, und in dem wir uns mit anderen Menschen zusammentun, können wir individuelle Mängel ausgleichen. Kooperation ist in unseren Genen angelegt, muss aber entwickelt und vertieft werden – das gilt vor allem für den Umgang mit Menschen, die anders sind als wir.“⁶

Eine reflektierte Haltung zur eigenen Begrenztheit ist aber nur die eine Seite der Medaille, die wir in Kooperationen einbringen können. Die andere lässt sich als nie versiegendes Bestreben zeichnen, eben diese Begrenztheit zu überwinden und Neuland zu betreten. Hierin liegt der Grund für eine unstillbare Neugierde gegenüber einer unauslotbaren Welt, die zusammen mit anderen auf immer neue Weise erfahren werden will. Auf dem Weg dorthin kann man sich nur zu leicht blutige Zehen holen; es gilt, mögliches Scheitern in Kauf zu nehmen, das allemal leichter zu ertragen ist wenn es nicht mit dem Gefühl verbunden ist, auf sich zurückgeworfen zu sein. Angesprochen sind in diesem Zusammenhang ganz elementare Erfahrungen von Fremdheit, die - ausschließlich auf sich gestellt – kaum zu ertragen sind. In Kooperation mit anderen aber kann das Fremde nachgerade zu einem Lebenselixier werden, das den Antrieb dafür abgibt, selbst um den Preis des Scheiterns Experimente zu wagen und Neuland zu betreten.

Besonders in Erinnerung ist mir dazu eine Aussage der Schauspielerin Sophie Rois, die bei der Verleihung des Eysoldtrings 2017⁷ gemeint hatte: „Wir müssen einander nicht verstehen, um einander zu respektieren“. Ich kann nicht sagen, ob sie mit ihrer langjährigen Theatererfahrung noch weiter gehen würde, um damit auszudrücken, dass man einander nicht verstehen müsste, um miteinander zu kooperieren. Vieles spricht jedenfalls dafür, dass Verstehen, nicht nur wenn es ums Kooperieren geht, überschätzt wird. Also kommt eine weitere Frustration zum Anspruch wachsenden Miteinanders hinzu: diese besteht in der Einsicht einer nur sehr unzulänglichen Verstehbarkeit potentieller Kooperationspartner. Selbst in Formen enger Kooperation sind wir bei aller Empathie immer wieder überrascht über das Ausmaß an Fremdheit, das sich etwa in unerwartetem Verhalten

⁵ Meine besondere Bewunderung gilt in diesem Zusammenhang immer wieder Lehrkräften, die außerschulische Expert*innen, z.B. Künstler*innen in ihren Unterricht einladen und damit zu erkennen geben, dass da jemand etwas einbringen kann, das er oder sie so nicht weiß bzw. kann. Und doch ist es gerade das Miteinander von pädagogischen und künstlerischen Kompetenzen, das eine besondere Lernmotivation bei den Schüler*innen auszulösen vermag.

⁶ Sennett, Richard (2012): Zusammenarbeit. Was unsere Gesellschaft zusammenhält. Berlin: Hanser

⁷ <https://www.bing.com/videos/search?q=eygoldtring&&view=detail&mid=7B55673CD7903B15B0C67B55673CD7903B15B0C6&&FORM=VRDGAR> (letzter Zugriff 15. Jänner 2019)

unserer Partner*innen ausdrücken kann. Dadurch kann es immer wieder zu Konflikten führen die somit einen integralen Bestandteil jeglicher Form der Kooperation darstellen.

2015 veröffentlichte der deutsche Migrationsforscher Mark Terkessidis ein Buch über Kooperationen aus 2015, dem er den Titel „Kollaborationen“⁸ gegeben hat. Er wollte damit den frustrierenden Fremdheitsaspekten, die jeglichem Miteinander komplexer Persönlichkeiten innewohnen, etwas Positives abgewinnen. Dieses besteht für ihn in der Chance aller an Kooperationen Beteiligten, die Fremdheit des anderen für die eigene Entwicklung zu nutzen. Damit ist Kollaboration für Terkessidis kein statisches Verfahren, bei dem die Beteiligten nach seiner Beendigung wieder in ihren ursprünglichen Zustand zurückkehren. Stattdessen stellt Kollaboration für ihn eine herausragende Möglichkeit dar, gemeinsame Lernformen zu entwickeln und umzusetzen. Daraus würden die Kooperationspartner anders heraustreten als sie eingetreten sind. Es ist etwas mit den Akteuren passiert, sie haben sich im Zusammenwirken mit den anderen weiter entwickelt. Sie haben sich der eigenen Fremdheit gestellt und sind selbst *andere* geworden.

Kooperieren heißt, sich aus einer Haltung der Stärke auf neues, ungesichertes Terrain einzulassen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Ingredienzien gelingender Kooperation in der Fähigkeit „starker Subjekte“⁹, sich immer wieder neu in Frage zu stellen und mit der eigenen ebenso wie der Fremdheit der anderen umzugehen. Sie leitet die Einsicht in eine existentielle gegenseitige Angewiesenheit, die vom Wissen um Verantwortung für einander getragen ist. Wesentliche Gelingensbedingungen bestehen in der Fähigkeit, sich in andere hineinzusetzen, flexibel, oft intuitiv auf deren Vorgaben zu reagieren und immer wieder einen Schritt zurückzutreten, um aus der Distanz zu beobachten, was da gerade im Spannungsfeld von Differenz und Gemeinsamkeit passiert. Am entscheidendsten aber erscheint mit die Bereitschaft, sich für die anderen zu öffnen, sich auszusetzen, sich verunsichern zu lassen und damit das Wachhalten einer Neugierde als Voraussetzung dafür, um was es im Grunde geht, um das Stiften gemeinsamer Lernprozesse.

Zumindest in einigen Punkten können wir uns dabei von den Kindern inspirieren lassen: Die Bildungspartner*innen im Rahmen des Projektes „Kunst und Spiele“ wissen in besonderer Weise um die Kooperationsfähigkeit der ihnen anvertrauten Kinder; nicht nur sie nennen es gemeinsam spielen. Und das tun Kinder von Beginn an nur zu gerne. Kindern muss man in aller Regel nicht sagen, dass es viel mehr Spaß macht, etwas gemeinsam zu unternehmen als die Welt ganz alleine zu erfahren: Entwicklungspsychologische Forschungsergebnisse zeigen uns, dass Kleinkinder ein noch weitgehend intuitiv ungebrochenes Verständnis für die Absichten anderer als Voraussetzung für das gemeinsame Tun haben; es liegt am weiteren Sozialisationsprozess, ob es gelingt, die Kooperationsfähigkeit wach zu halten bzw. weiter zu entwickeln.

Und es lohnt ein Blick in die Welt der Kunst, wenn viele Künstler*innen elementar darauf angewiesen sind, ihren Platz in gemeinsamen künstlerischen Prozessen zu finden: Ja, Musiker*innen, Tänzer*innen, Schauspieler*innen stehen im Rahmen im Rahmen der Zwänge der Aufmerksamkeitsgesellschaft in einem scharfen Wettbewerb zueinander, zugleich basiert ihre Tätigkeit auf der Fähigkeit, sich in ein „Ensemble“ einzufügen, in dem sie sich geistig ebenso wie körperlich aufeinander eingehen, sich gegenseitig abstimmen, aufeinander hören und aufeinander reagieren, miteinander spielen und daraus Energie ziehen.

⁸ Terkessidis, Mark (2015): Kollaboration. Frankfurt: suhrkamp wissenschaft

⁹ Siehe dazu den Sammelband Fuchs, Max (2016): Das starke Subjekt. München: kopaed

Sich mit Kunst zu beschäftigen bedeutet mehr als im jeweiligen Metier perfekt sein zu wollen. Die Beschäftigung mit Kunst lässt bei den Akteur*innen in besonderer Weise eine Sensibilität entwickeln, wenn es darum geht, feine sinnliche und emotionale Nuancen der Mitspieler*innen wahrzunehmen, diese in das eigene Tun zu integrieren und daran künstlerisch zu wachsen.

Institutionelle Kooperationsformen im Bereich von Kultur und Bildung

Abschließend noch einige Bemerkungen über den Stand der institutionellen Kooperation von Kultur- und Bildungseinrichtungen und damit von Künstler*innen und Lehrer*innen: Diese beziehen sich mittlerweile auf eine Vielzahl an Projekten, in denen Fachleute unterschiedlicher Welten aufeinander treffen und für bzw. mit den Schüler*innen gemeinsame Lernprozesse stiften.¹⁰

An sich beschreiben Kultur ebenso wie Bildung in fast schon paradigmatischer Weise Formen des gemeinschaftlichen Zusammenwirkens. Und doch haben sich in ihren institutionellen Repräsentationsformen über die Jahre ganz unterschiedliche Logiken, Verfahren, Sprachregelungen und damit ein unterschiedliches institutionelles Selbstverständnis herausgebildet. Ein solches steht dem Willen zu mehr Kooperation oft diametral entgegen. Es sind langgehegte Beharrungskräfte und damit verbundene stereotype Zuschreibungen, wenn etwa Künstler*innen ausgehend von ihrer eigenen Schulerfahrungen die rigide, Kreativität verhindernde Organisation von Schule beklagen oder Lehrer*innen das Prinzip der künstlerischen Freiheit als chaotische Zerstörung bestehender Ordnungsprinzipien interpretieren, die Kooperationen im Keim zu ersticken drohen. Eine oft damit verbundene Unkenntnis der Entscheidungsträger*innen über die jeweiligen Besonderheiten pädagogischer und künstlerischer Herangehensweisen lässt es sinnvoll erscheinen, sich bei der Vorbereitung von Kooperationen genügend Zeit zu nehmen, sich über die potentiellen Kooperationspartner*innen kundig zu machen und sich in deren Lage hineinzusetzen.¹¹

Der Rektor der Universität für angewandte Kunst in Wien spricht in diesem Zusammenhang von Akteuren der Kulturellen Bildung als „Spezialisten der Entspezialisierung“¹², die in besonderer Weise prädestiniert wären, über den Tellerrand des eigenen Fachzusammenhanges zu blicken und im Rahmen offener, projektorientierter Lehr- und Lernformen Kooperationen zu stiften. Im Rahmen der aktuellen Entwicklung von Bildungseinrichtungen ist dabei sowohl eine neue Qualität der Kooperation nach innen (über die traditionellen Fachgrenzen hinweg¹³) als auch nach außen angesprochen, um Schule im Zusammenwirken mit außerschulischen Initiativen und Einrichtungen (z.B. Kultureinrichtungen) als offenes Lernzentrum um Gemeinwesen neu zu positionieren.¹⁴

¹⁰ Siehe dazu etwa <http://www.bpb.de/gesellschaft/bildung/kulturelle-bildung/59977/kooperationen> (letzter Zugriff 15. Jänner 2019)

¹¹ Einen Überblick über den Stand der Kooperationen im Bereich der Kulturellen Bildung aus vorrangig österreichischer Sicht gibt die Broschüre EDUCULT (2007): Vielfalt und Kooperationen Online: http://www.educult.at/wp-content/uploads/2011/08/vielfalt_kooperation_gross2007.pdf (letzter Zugriff 15. Jänner 2019)

¹² Siehe dazu: <https://derstandard.at/2000090964348/Angewandte-Rektor-Bast-Spezialisten-fuer-Ent-Spezialisierung-gesucht> (letzter Zugriff 15. Jänner 2019)

¹³ In diesem Zusammenhang scheint es bemerkenswert, dass das finnische Schulsystem drauf und dran ist, den traditionellen Kanon weitgehend unvermittelt nebeneinander stehender Fächer zugunsten eines fachübergreifenden „Phänomenunterrichts“ aufzulösen. Online: <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/schule/finnland-schulfaecher-sollen-abgeschafft-werden-a-1121123.html> (letzter Zugriff 15. Jänner 2019)

¹⁴ Die bkj hat für alle Kooperationswilligen einen empfehlenswerten Leitfaden „Bündnisse und Kooperationen für kulturelle Bildung“ herausgebracht. Online:

In den traditionell gewachsenen Kultur- und Bildungseinrichtungen stellt der wachsende Anspruch auf Kooperation noch ein Minderheitenprogramm dar. Dementsprechend heftig können da schon einmal die Widerstände ausfallen, auf die Kooperationswillige treffen. Ihnen möchte ich in aller Form Mut zusprechen, führt doch a la longue an Kooperationen als zentraler Organisationsform kein Weg vorbei. Die aktuellen politischen Versuche zur gesellschaftlichen Spaltung sind nur das äußerste Zeichen dafür, wie notwendig es ist, auf neue Weise etwas miteinander zu tun zu bekommen im Wunsch, uns in unsicherer Zeit neu zu erfinden.